

die Ziffer der Streikunterstützungen erscheint dadurch bedeutend gehoben. Allein geht man noch weiter zurück — etwa zum Jahr 1892 —, so finden wir dort noch eine höhere Ausgabe für Streiks. In jenem Jahre betrug die Ausgabe für Streikunterstützung 27,8 Prozent des gesamten Ausgabebudgets, während die andern Posten in Anspruch nahmen: Arbeitslosenunterstützung 22,7, Krankheits- und Unfallunterstützung 14,6 und Alterspensionen 7 Prozent. Danach sind in dem Zeitraume 1892 bis 1907 die Ausgaben für den eigentlichen Zweck der Trade-Unions enorm gefallen, während die Ausgaben auf die Friendly Societies-Zwecke ebenso stark gestiegen sind.

Das Wesen der englischen Trade-Unions leuchtet aus diesen Ziffern klar hervor. Sie hören mehr und mehr auf, Kampforganisationen zu sein, dagegen werden sie immer mehr Organisationen wie etwa die deutschen Hilfskassen. Daher ihre Kapitalkraft, daher auch ihre steigende Ohnmacht im Kampfe mit dem Unternehmertum.

Der zweite Poststreik.

Die Streikbewegung der Postbeamten in Frankreich zeigt in ihrem ganzen Verlauf eine überraschende Ähnlichkeit mit der Streikbewegung der holländischen Eisenbahner im Jahre 1903. Hier wie dort entwickelte sich aus einem kleinen Anlaß ein den Verkehr völlig stillsetzender Kiesenstreik, in dem sich die lang angehäuften Unzufriedenheiten der Beamten entlud. Hier wie dort völlige Uebererfassung der Machthaber, die ratlos da standen und sich den Forderungen der Streikenden fügen mußten. Hier wie dort Versprechungen, die nachher treulos gebrochen wurden. Hier wie dort zuerst einige Sympathie bei einem Teil des Publikums, der sich durch Schadenfreude für den Kerger rächte, den die Monopolwirtschaft ihm oft bereitet hatte; hier wie dort eine wütende Prehkampagne der großkapitalistischen Blätter, die nach Ordnung schrien. Hier wie dort ein Minister mit demokratischer Vergangenheit, der zum brutalen Helfershelfer der Reaktion wurde und auch hier wie dort die Provokation zu einem zweiten Streik, der mit einer schlimmen Niederlage endete.

Diese bis in Einzelheiten zutreffende Uebereinstimmung ist nicht reiner Zufall; sie liegt in der allgemeinen Natur eines solchen Kampfes begründet. Allgemeine Ursachen bewirken, daß auf einen ersten gelungenen Verkehrstreik notwendig ein zweiter folgt, und daß dieser zweite, wenn nicht besondere Verhältnisse vorliegen, scheitern muß.

Der erste Streik war der Elementarausbruch einer lange gequälten Masse. Sie hat die Unterdrückung so lange ertragen, ohne Abhilfe ihrer Beschwerden zu finden, daß auf einmal, wenn ein Stoß, irgendein Anlaß kommt, der Streik sich wie eine Lawine ausbreitet. Er ist nicht von einer Organisation von langer Hand vorbereitet, sondern diese wird mitschleppt. Der Kampf ist kein Klassenkampf, wird wenigstens nicht als solcher geführt. Die Streikenden fühlen einfach, daß sie in ihrem Rechte sind, wenn sie sich nicht immer als Sklaven unter den Fuß treten lassen und ihre Interessen verteidigen. Sie verstehen gar nicht, was sie damit für ein Verbrechen begehen sollen.

Was für ein Verbrechen? Sie haben die Ordnung gestört. Für die Bourgeoisie bedeutet es nichts Geringeres, als das Ende ihrer unbefristeten Herrschaft, wenn die Arbeiter sich erdreisten, den regelmäßigen Fortgang der Produktion mit allem was dazu gehört, zu stören. Daher fordert sie sofort Wiederherstellung der Ordnung.

Nun ist der Streik im wesentlichen beendet. Die Arbeiter haben ihre Plätze wieder eingenommen und leisten sogar bereitwilligst Extraarbeit, damit alles rasch wieder ins Lot kommt. Jetzt ist die Ordnung wieder hergestellt, könnte man glauben. Aber nein. Die kapitalistische Presse lehrt es anders. Sie heht unausgeseht. Für die herrschende Klasse ist die Sache offenbar nicht aus, sie beruhigt sich bei diesem Ausgang nicht. Sind vielleicht die Zugeständnisse, die den Ausständigen gegeben wurden, unerfüllbar? Ah nein, was diese forderten, war so wenig, so bescheiden, so selbstverständlich, daß sie leicht versprochen und gehalten werden konnte. Daß aber diese Zugeständnisse abgezwungen wurden, das kann die herrschende Klasse nicht verschmerzen.

Es handelt sich um die moralische Errungenschaft der Beamten, die die Bourgeoisie nicht ruhig schlafen läßt. Sie haben gesagt, nicht über einen beliebigen Kapitalisten, sondern über das Machtinstitut der ganzen herr-

schenden Klasse. Diese Tatsache ist für sie einfach un-erträglich. Darin liegt eine bleibende Störung der Ordnung, daß die Proletarier im öffentlichen Dienste jedesmal, wenn es ihnen beliebt, die ganze gesellschaftliche Maschinerie stillsetzen können. Deshalb kann die Bourgeoisie nicht zufrieden sein, bevor der Sieg der Arbeiter in eine Niederlage verkehrt ist. Das Verbrechen muß bestraft werden. Die Heloten müssen erst wieder unter Joch, ihr Uebermut muß gebrochen werden. Dann erst ist die Ordnung wirklich wieder hergestellt. Es handelt sich um das Prestige des Staates; ohne dieses Prestige kann der Kapitalismus nicht bestehen.

Deshalb ist ein Gesetz, das den Beamten das Streikrecht nimmt, nicht einmal das wichtigste. Es bleibt doch immer nur ein papiernes Hindernis. Viel besser ist es, daß der moralische Mut ausgetrieben wird. Ein zweiter Streik, der an der gewaltigen Macht des Staates zusammenbricht, wird die Arbeiter auf lange Zeit zum Bewußtsein ihrer Machtlosigkeit bringen, und die furchtbare Rache, die die Regierung durch Massenentlassungen an den Unbotmäßigen nimmt, wird einen so großen Schrecken verbreiten, daß sie nicht wieder einen Ausstand wagen.

Daher forderte das Interesse der Bourgeoisie einen zweiten Streik. Die Regierung brauchte ihn, vor allem auch, weil das Haupt der Regierung ein bankrotter Posttiller ist, der sich durch Bütteldienste für das Kapital eine Galgenfrist zu erkaufen sucht. Deshalb suchte sie mit allen Mitteln, durch Treubruch und Maßregelungen, die Beamten zu erbittern, zu provozieren und in den Streik zu treiben, um sie dann, durch Aufwendung aller ihrer Machtmittel, niederzuknüllen.

Dieser zweite Streik trägt einen ganz andern Charakter als der erste. Er ist nicht mehr ein spontaner Ausbruch, sondern er muß als ein überlegter, von beiden Seiten vorbereiteter Klassenkampf, geführt werden. Dabei sind die Beamten stark im Nachteil. Sie haben sich nicht, wie die andern Arbeiter, durch eine lange Praxis des Kampfes die feste gewerkschaftliche Disziplin einüben können, und müssen trotzdem dem mächtigsten aller Unternehmer die Stirn bieten. Die Masse der Beamten ist noch ganz in kleinbürgerlichen Anschauungen befangen und zum Führen eines bewußten Klassenkampfes nicht fähig. Die Regierung entfaltet all ihre Machtmittel und trifft die umfassendsten Vorbereitungen; bei einem allgemeinen Streik würden sich diese zwar zur Aufrechterhaltung des Verkehrs als wirkungslos erweisen, aber dennoch sind sie nicht wirkungslos. Sie dienen nur dazu, um die Beamten einzuschüchtern, also zu verhindern, daß der Streik allgemein wird, und dieses Ziel verfehlen sie nicht. Die Masse, die den ganzen Apparat des Klassenstaates gegen sich mobil gemacht sieht, von den höchsten Stellen als Verbrecher verdonnert und mit Entlassung bedroht wird, wird von Furcht gepackt und schreckt vor einem solchen Kampf zurück. Bei dem Aufbruch zum Streik bleibt sie an der Arbeit; die selbstlose Begeisterung der Minorität kann den Streik nicht retten und die Regierung nimmt an den tapfersten Kämpfern ihre Rache. Die moralische Wirkung des ersten Streiks ist durch den zweiten ausgelöscht.

Der erste Streik war der schöne Streik des Enthusiasmus, die spontane einmütige Revolte gegen die Unterdrückung, der letzte Sieg. Der zweite Streik ist der häßliche Streik, der schwere Klassenkampf, im voraus als Verbrechen gegen die Gesellschaft denunziert, durch Mangel an Klassenbewußtsein und Disziplin verloren. So lange die Arbeiterbewegung schwach ist, werden sich die Errungenschaften des ersten Siegs nicht behaupten lassen. Erst wenn die ganze Arbeiterbewegung so stark ist, daß sie den betäubenden Schlag, den ein Verkehrstreik dem herrschenden System versetzt, zu einer dauernden Niederlage machen kann, wird die Bourgeoisie keine Gelegenheit mehr finden, die Beamten in einem zweiten Streik niederzuschlagen.

Die direkten Steuern in der Finanzkommission.

Nach der langen, heftigen Debatte vom Mittwoch war die Kampfeslust einigermaßen geschwunden. Zunächst sollte das Besitztsteuerkompromiß

beraten werden, das von den Einzelstaaten die Ausbringung von 100 Millionen Mark für Rechnung des Reichs verlangt. Diese 100 Millionen sollten in Form von Zuschlägen zu den einzelstaatlichen Einkommens- und Vermögenssteuern erhoben werden.

Die Debatte wurde eröffnet, es meldete sich niemand zum Wort. Sang- und klanglos wurde das Besitztsteuerkompromiß durch einstimmige Abstimmung beseitigt.

Es folgte die Beratung des konservativen Antrags. Der erste Teil, die

Besteuerung der Wertpapiere.

wurde ohne Debatte mit 17 Stimmen angenommen. Die Sozialdemokraten enthielten sich der Abstimmung, weil die Tragweite dieser Steuer — mangels jeder Unterlagen — absolut noch nicht zu übersehen ist.

Die Freikonservativen hatten vorher versucht, eine Bestimmung von großer Tragweite möglichst unauffällig in das Gesetz einzuschmuggeln. Sie stellten nämlich den Antrag, das Reich möge dafür sorgen, daß in den Einzelstaaten und den Gemeinden die Besteuerung der Aktiengesellschaften einheitlich geregelt werde. Das hätte nicht nur eine Vereinfachung der Finanzverwaltung der Einzelstaaten bedeutet, aber die Sozialdemokratie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchte, sondern auch einen Vorzug speziell für die Aktiengesellschaften. Genosse David machte den Vorschlag, das Wort „Aktiengesellschaften“ zu streichen; damit komme man am schnellsten zu einer reichsgesetzlichen Regelung des gesamten Steuerwesens. Schließlich wurde der Antrag zurückgezogen.

Bei der Abstimmung über den Antrag auf Einführung der

Reichsumsatzsteuer für Grundstücke

wurde der von den Konservativen vorgeschlagene Satz von 1/2 Prozent durch den Antrag Bismarck (Wirtsch. Bgg.). Nach diesem Antrage bleiben Grundstücke im Werte von 20 000 Mk. von der Umsatzsteuer befreit. Von dieser Grenze ab steigt die Steuer stufenweise von ein Zehntel Prozent, bei 40 000 Mk. auf 1 Prozent, bei 80 000 Mk. und darüber. Der Antrag wurde nur als Provisorium betrachtet, das in einer weiteren Beratung geändert werden soll. Vorher hatte David (nat.-lib.) darauf hingewiesen, daß diese Umsatzsteuer die kleinen Landwirte weit härter treffe als die Erbschaftsteuer, eine Behauptung, der David (Zentr.) mit mehr Eifer als Gehärd entgegentrat.

Der § 4 des konservativen Antrags sieht die

Wertzuwachssteuer

vor, die nicht nur Verkäufe, sondern auch Tauschverträge treffen soll. Diese Steuer setzt ein mit einem Steuerfusse von 10 Prozent bei einer Wertsteigerung bis einschließlich 10 Prozent. Bei je 10 Prozent weiterer Wertsteigerung steigt die Steuer um 1 Prozent; sie erreicht bei einer Wertsteigerung von 150 Prozent 25 Prozent dieser Wertsteigerung. Diese Sätze werden erhoben, wenn seit dem letzten Verkauf des Grundstücks nicht mehr als fünf Jahre verstrichen sind. Beträgt dieser Zeitraum 10 Jahre, so werden neun Zehntel, beträgt er 25 Jahre, so werden fünf Zehntel der vorgeschlagenen Sätze erhoben. Die Steuer wird nicht erhoben bei Zwangsversteigerungen, wenn der Käufer das Grundstück versteigern mußte, um sich vor Schäden zu bewahren; bei Zusammenlegungen, bei freiwilligem Austausch von Grundstücken, wenn nicht mehr als 500 Mk. bar herausbezahlt werden; bei

Schenkweisen Veräußerungen

zwischen Verwandten auf- und absteigender Linie; bei der Teilung zwischen Miteigentümern.

Die leichtfertigkeit der ganze Antrag ausgearbeitet ist, ergibt sich daraus, daß man beim Abschreiben des Kölner Ortsstatuts auch die Vorschriften des preussischen Kommunalabgabengesetzes mit auf das Reichsgesetz anwenden wollte. Sogar das Verwaltungsstreitverfahren haben die Westpreußen nicht kennen lassen, obwohl das Reich eine solche Instanz gar nicht kennt! § 14 bestimmt, daß für den gebundenen Besitz (Steuermasse) aller 25 Jahre 1 Prozent, das zu dem betreffenden Termine ermittelten gemeinen Werts zu entrichten ist. Abg. Erzberger wies sofort nach, daß im gebundenen Besitz

ein Wert von 50 000 000 000 Mk.

steht. Gilt für die Berechnung des Wertzuwachses das Jahr 1884, so ist diese Steuer erstmalig 1900 zu entrichten. Sie würde bei 1 Prozent 500 Millionen Mark betragen. Unter stürmischer Heftigkeit wurde festgestellt, daß damit die Reichsfinanzreform sofort zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst ist.

Die Konservativen sahen natürlich sofort ein, daß sie sich einen schlimmen Streich gespielt hatten, und sofort setzten auch die Änderungen anträge ein. Schatzsekretär Sydow und Genosse David wiesen darauf hin, daß man auf diese Weise zu einer Reichsvermögenssteuer kommt. David betonte noch, daß man vom gebundenen Besitz ruhig zunächst einmal 500 Millionen Mark einziehen und ihn dann mit einer dauernden Abgabe belasten kann. Unter allen Umständen muß aber auch der Besitz des Landesherren zu der Steuer herangezogen werden.

Abg. Pallasch findet den Gedanken, dem gebundenen Besitz eine einmalige Abgabe von 1 Prozent des Werts aufzuerlegen, für sehr erwägenswert, dann — muß aber auch der Besitz der toten Hand in der gleichen Weise belastet werden. Das Zentrum ließ daraufhin durch den Abg. Erzberger sofort erklären, daß man auf der gegebenen Anregung nicht mehr beharre. — Abg. von Camp wünscht:

Freilassung der Landesherren.

dagegen sollen die Seitenlinien zu der Steuer herangezogen werden. Schließlich findet der Antrag Annahme, in der Erwartung natürlich, daß sich bis zur nächsten Sitzung ein Ausweg bietet.

§ 15 räumt den Bundesstaaten und den Gemeinden das Recht ein, zu der Umsatzsteuer des Reichs noch Zuschläge von 2 Prozent

Hilfe erhalten. Er hatte auch wohl die Hilfe nicht gesucht — trotz und finster wie er war, so wie der Sohn, ja vielleicht wie alle Stanges. Er kannte sie ja so wenig.

Aber er . . . er, der lebte, bedurfte der Hilfe, ehe es zu spät war. Und niemand konnte sie ihm gewähren. . . Nicht einmal seine Söhne, obwohl sie ihm so viel gewesen waren in diesen bösen Jahren. Sie waren zu jung, wie er selber einmal zu jung gewesen war, um dem Vater zu helfen. . .

Wenn es wahr wäre, das, was Kirsten tat, als sie das Museum verkaufte und verbrannte! Es waren die liebsten Dinge, die sie besaß. — Es war vielleicht nur ein wenig böses Gewissen, das vertrieben werden sollte. . . Sie wollte sich am Ende nur etwas durch dies Opfer erkaufen. . . eintauschen. . . Wenn er ihr in bezug auf diese Handlung glauben konnte! . . .

15.

Am Vormittage des nächsten Tages humpelte er wieder die Treppe hinunter. Und er ging allein. Er hatte ausdrücklich gesagt, daß er keiner andern Stütze bedürfe, als seiner Krücke.

Als er in das Zimmer kam, erblickte er ein kleines Kind, das auf einem Plaid auf dem Fußboden saß. Es mochte fünfzehn, sechzehn Monate alt sein. Rings um sich her hatte es allerlei kleine ungeschickliche Gegenstände. Im Augenblick nagte es an einem Aschbecher. Aber als es ihn gewahrte, nahm es den Aschbecher vom Munde und lachte mit seinen fünf, sechs Zähnen.

Eilert Stange sah sich um. Hier war kein dritter. Er kaufte auch und hörte nur das Geräusch der Straße. Da wandte er sich ab und setzte sich mit dem Rücken halb dem Fenster zugekehrt und mit der Aussicht auf das Gesicht des Kindes. Die Krücke legte er auf den Fußboden.

„Kirsten!“ rief er.

„Ja,“ ertönte es aus einem der Zimmer nach der Straße hinaus. Nach einer Weile erschien sie in der Tür mit dem ruhigen, ein wenig bleichen Gesicht.

Das Kind . . . warum . . . warum?“

Er hielt inne und die Augen wurden groß, während er sie anstarrte.

„Du hast ja weißes Haar, Kirsten!“

„Graues, meinst du wohl. Ja, in meiner Familie wird es früh grau.“

„Ich habe doch nicht gesehen. . .“

Wieder hielt er inne, und nun wandte er das Gesicht langsam dem Fenster zu und schweg. Dann sah er sie abermals an. „Ich meine, ich habe es bis heute nicht gesehen.“

„Nein, ich habe mich entschlossen, es nicht mehr zu färben.“

Er sah sie an und wurde nachdenklich. Das Kind hatte er vergessen.

„Warum willst du es nicht mehr färben?“

„Es nützt ja doch nichts, daß es schwarz ist. Du streichst es doch nicht mehr. . . Vielleicht wirst du es jetzt eher tun, wo es grau ist.“

Er senkte den Kopf, und es ward so still zwischen ihnen. Aber das Kind an der Erde war des Aschbechers überdrüssig geworden und warf ihn von sich, so daß es knallte.

„Das Kind . . . weshalb hast du es hierher geholt?“

„Es ist so lange her, seit du es gesehen hast, fand ich.“

„Ja . . . ja . . . aber du?“

„Wenn es dir eine Freude machen kann, es hier zu haben, so soll es mir nicht zuwider sein. . . Ich . . . ich habe ja auch meinen Anteil daran, daß es in die Welt gesetzt wurde.“

„Du tust mir nur Gutes,“ ertönte es mit seiner finsternen Stimme, und das Gesicht trampfte sich zusammen.

„Ich tue dir nur weh . . . du bist härter als ich . . . deine

Wie ist größer als die meine. . . — Kirsten . . . ich . . . ja, ich kann nicht zu dir herkommen. Nicht so leicht, wie du zu mir kommen kannst —“ er sah hastig auf die Krücke nieder, die am Boden lag, und dann schnell zu ihr hinüber —; „aber — hm — aber, wenn deine Hand heute offen ist, so komme damit. Ich bitte dich darum, Kirsten.“

Sie ging zu ihm hin, ruhig und fest im Gange wie in den starken Augen. Und er zog sie zu sich auf das Knie des starken Weins und hielt sie fest, während er mit einer tastenden Stimme sagte:

„. . . Ich bin ein bester Mann . . . aber es geschieht zuweilen, daß derjenige, der verliert, eigentlich der Sieger ist.“

Er war ein wenig bleich um Augen und Mund.

„Vielleicht kann ich dir auch in Zukunft noch wehe tun, Kirsten. . .“

„Was macht das, Eilert, wenn du auch gut gegen mich bist, so recht, recht gut gegen mich bist.“

Und nun meinten sie beide und saßen sich an.

Da war so viel, was gesagt werden mußte, und das eine konnte nicht an dem andern vorbeikommen. Es herrschte ein Gedränge in ihnen beiden. Und so kam es, daß sie beide lange schwiegen.

„Du bist schön mit deinem weißen Haar, jung und weiß.“

Sie lächelte mit feuchten, schimmernden Augen:

„Jung und weiß. Das klingt, als wenn ich eine Braut wäre.“

„Das bist du auch, Kirsten. . . Und deine weiße Krone hast du von deinem Bräutigam bekommen.“

„Jetzt bin ich dankbar dafür, Eilert.“

„Es ist eine schwere Gabe . . . schwer . . . schwer, Kirsten.“

„Schwer, aber auch wertvoll — wie eine Krone es sein soll.“